

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Schlaffer, Hannelore
Das Alter

Ein Traum von Jugend

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-24094-6

SV

Was ist Alter? Wann beginnt es? Wann ist man alt? »Eigentlich gibt es kein Alter«, schreibt Hannelore Schlaffer, »denn wer alt und glücklich ist, kann sich für jung halten.« Ist man also tatsächlich so alt, wie man sich fühlt? Von der Antike, die ein Lob des Alters sang, bis hin zum Heute der »Selpies« (»second life people«), der »Uhus« (der »Unterhundertjährigen«) und der »Mumienpässe« (der »Rentnerausweise«) sucht die Autorin alle möglichen Figuren und Orte des Alterns auf und entdeckt dabei eine ganze Kultur, die mit der Abwehr von Krankheit und Tod beschäftigt ist. Ernährungswissenschaft, Medizin und Fitneßbewegung gelingt es, Todesangst in Lebenshunger zu verwandeln, und es entstehen neue gesellschaftliche Leitbilder und Statussymbole. Nur eines hat sich wahrscheinlich seit der Antike nicht geändert: »Auch im Alter gibt es zwei Kulturen. Die Art, wie Männer sich das Alter ausmalen und wie Frauen es erlebten und erleben, hat wenig miteinander zu tun.«

Hannelore Schlaffer

Das Alter

Ein Traum von Jugend

Suhrkamp

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag
Frankfurt am Main 2003

© Hannelore Schlaffer, 2003

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder
verbreitet werden.

Satz: TypoForum GmbH, Seelbach

Printed in Germany

Erste Auflage 2016

ISBN 978-3-518-24094-6

Inhalt

Krankheit und Schönheit	7
Todesangst und Lebenshunger	20
Charaktere:	
Der Staatsmann	35
Der Großvater	47
Der große Alte	55
Der Lebensmüde	61
Senioren und Seniorinnen	67
Der alte Mann und das Mädchen	75
Die unwürdige Greisin	95
Bibliographie	106
Die Autorin	111

Krankheit und Schönheit

Den 93jährigen Casals erreicht 1970 folgender Brief:

Lieber, hochverehrter Maestro,

ich habe die Freude, Sie im Auftrage des Georgisch-Kaukasischen Orchesters einzuladen, eines unserer Konzerte zu dirigieren. Sie werden der erste Musiker Ihres Alters sein, dem die Auszeichnung zuteil wird, unser Orchester zu leiten. Niemals in der Geschichte dieses Orchesters haben wir es einem Manne gestattet, uns zu dirigieren, der weniger als hundert Jahre alt war – alle Orchestermitglieder sind über hundert! –, aber wir haben von Ihrem Dirigiertalent gehört und meinen, in Ihrem Falle, unbeschadet Ihrer Jugend, eine Ausnahme machen zu sollen.

Wir erwarten umgehend Ihre Zusage. Fahrtkosten werden ersetzt. Auch für die Kosten Ihres Aufenthaltes werden wir aufkommen.

Hochachtungsvoll

Astan Schlarba

Präsident, 123 Jahre alt.

Ein kleiner Scherz, wie dieser Brief der Freunde Casals an ihren Meister, sagt viel aus über den Menschheitstraum »Alter«. Was sich jeder wünscht, genießt der Cellist Casals in Fülle: ewige Jugend – und ihm wird, da das Glück der ewigen Jugend gerade darin besteht, daß sie nicht ewig währt, ein sanfter Tod beschieden sein.

Die Jugendlichkeit des Alten und die Freundlichkeit seines Abschieds, der sanfte Tod, gehören seit der Antike nicht nur zu den Idealvorstellungen vom Alter, sondern sind sogar Richtlinien für das Verhalten des Menschen in seiner letzten

Lebensphase: alt zu werden, ohne zu altern, und Abschied zu nehmen ohne Schmerz ist gewissermaßen eine moralische Pflicht. Noch heute unterscheidet die Geriatrie, die sich mit diesem Abschied beschäftigt, aber für seine Verzögerung sorgt, die jungen Alten und die alten Alten, die, die ihr Dasein genießen, und die, die sich zum Gehen rüsten.

Eigentlich gibt es kein Alter, denn wer alt und glücklich ist, kann sich für jung halten. Deshalb fehlen in allen Kulturen, zumindest für Männer, die »rites de passages«, die Riten des Übergangs (wie bei Geburt, Pubertät, Hochzeit), die das Altwerden als einen Eintritt in eine neue Lebensphase zeremoniell begehen und damit einen eindeutigen Abschnitt markieren. Den Austritt aus diesem unbestimmten Zustand hingegen, den Tod, begleiten viele Riten: die Letzte Ölung, der Letzte Wille, die letzten Worte des Sterbenden – sagte Goethe »Mehr Licht« oder »Gib mir dein Patschhändchen«? –, das Begräbnis. Zur Bestimmung dessen, was »alt« sei, bleibt nur die dürre Zahl. Sie wird in der Antike von der römischen Wahlordnung ebenso festgelegt wie von den obligatorischen Feiern zum »runden« Geburtstag in der Gegenwart oder von der Spruchweisheit des »Volksmundes« in der Vergangenheit:

10 Jahr ein Kind,
20 Jahr ein Jüngling,
30 Jahr ein Mann,
40 Jahr stille stahn,
50 Jahr geht Alter an,
60 Jahr ist wolgethan,
70 Jahr ein Greis,
80 Jahr schneeweiß,
90 Jahr der Kinder Spott,
100 Jahr gnad' dir Gott.

Ein volkstümliches Spiel mit Quadratzahlen – statt mit Dekaden – stellt Jacob Grimm vor, der seine Abhandlung *Über das Alter* mit einer Wortgeschichte des Begriffs beginnt und alle Redewendungen und Metaphern über das Alter sammelt: »unter unsern vorfahren hergebracht war eine zusagende, progressive berechnung des menschenalters, wie sie ein hausvater den ihn zunächst umgebenden gegenständen entnehmen konnte: ein zaun währt drei jahre, ein hund erreicht drei zaunes alter, ein ros drei hundes alter, ein mann drei rosses alter; hier stehen wir wieder am ziel von einundachzig jahren.«

Die mathematische Präzision, nach der der menschliche Kopf immer strebt, hat sich seit Solons Ode über die Lebensalter zunächst des Siebener-, später dann des Dezimalsystems bedient, um Lebenszeit und Lebensart einander zuzuordnen. Wenn ein Grieche den Beginn der sechsten Lebensphase erreicht hatte, war er 35 Jahre alt, und sein Leben hatte dann die beste und die schlechteste Zeit im Rhythmus der Sieben vor sich:

Während der sechsten fügt sich sein Geist zu
 besonnener Einsicht;
 Nicht mehr ist er geneigt, kopflose Dinge zu tun.
 Dann, in der siebenten Sieben sind Geist und
 Sprache am besten,
 Auch in der achten; es währt doppelt so lange
 die Frist.
 Noch in der neunten bewährt sich der Mann,
 doch werden zu hohen
 Werken und Taten ihm bald Weisheit und Rede
 zu schlaff.
 Aber durchmißt er alsdann zum zehnten Mal
 sieben der Jahre,
 Nimmer zur Unzeit trifft dann ihn das tödliche Los.

Das Dezimalsystem skandiert bis zum heutigen Tag das Leben durch »runde« Geburtstage. Nicht nur die Vergnügungssucht unserer Zeit, die die christlichen Feste abgeschafft und durch profane ersetzt hat, inspiriert die privaten und öffentlichen Gedenktage. Sie waren einst Stilbildungslehrgänge und sind es bis heute geblieben. Alle zehn Jahre erhalten – wie bei Solon alle sieben – Körper und Geist Weisung, wie sie sich von nun an zu tragen und zu betragen haben. Der Geburtstag ersetzt erst seit dem 18. Jahrhundert den Namenstag. Ihn feiert der säkulare Mensch an Stelle des religiösen. Die Seele, die nach einem Heiligen benannt und Gott zugewandt ist, kommt nicht in die Jahre, der Leib jedoch muß sich der Zeit unterwerfen und knausert, ein Ökonom, mit Tag und Jahr.

Der Körper, um den sich die Moderne mehr sorgt als um die Seele, muß deshalb an jedem zehnten Geburtstag beweisen, wie gesund er noch ist. Ein Jubilar ist nicht krank. Geburtstage sind Feste der Gesundheit, in ihnen lebt die von der Antike entworfene Utopie vom gesegneten Alter fort. Dabei werden in Zehnjahres-, mittlerweile sogar in Fünfjahresrhythmen, dem Gefeierten die seinem Alter entsprechenden Gesten vorgezeichnet. Die Feier soll wie eine Initiation die nächste Lebenspoche eröffnen. Selbst die Geschenke symbolisieren diesen Rhythmus, als sei er naturnotwendig: für den Zwanzigjährigen ist die Reise nach New York vorgesehen, für den Vierzigjährigen der Hometrainer und die neue Frau, für den Sechzigjährigen die Festschrift, für den Achtzigjährigen die Flasche »Gran Riserva«. Diesem modernen Gabentisch gibt Schopenhauer eine antike Prägung: »Von der Venus entlassen, wird man gern eine Aufheiterung beim Bacchus suchen.« Auch das Wiener Heurigen-Lied bleibt hinter der Einsicht des Philosophen nicht zurück: »Wenn man älter wird, / ein bißchen kälter wird, / Schmeckt allein / Nur der Wein.« Im Jahrhundert von Sport und Fitneß drückt ein

Witzwort solche Erfahrung etwas plumper aus: »Spielen Sie Golf, oder haben Sie noch Geschlechtsverkehr?«

Immerhin verbindet sich heute die Definition des Alters über die Zahl hinaus mit einer Art Ritual: der Verabschiedung aus dem Amt. In früheren Zeiten arbeitete man, solange es eben ging. Ohne Markierung blieben die Veränderungen der Natur überlassen, die Schluß machte, wann es ihr beliebte. Das Alter als Lebensphase mit eigenem Inhalt und Betragen wird erst im 19. Jahrhundert erfunden: Altsein gehört zu den spezifischen Erfahrungen der Moderne. Bismarck hat mit der Einführung der Unfall-, Kranken-, Invaliditäts- und Altersversicherung das Alter von einer Naturgewalt in eine Staatsaufgabe verwandelt, zu einer Sorgepflicht, auf die jeder einen Rechtsanspruch hat. (Bismarcks Ruhestand auf seinem Schloß Friedrichsruh wird deshalb selbst zum Gegenstand nationaler Verehrung.)

Bismarck bringt eine Entwicklung zu Ende, die sich im späten achtzehnten Jahrhundert anbahnte und die man als Sieg des Kaufmannsgeistes über das gesamte Leben und vor allem über das hohe Alter gedeutet hat. Der Lebenslauf, bislang durch eine pyramidal angelegte Treppe veranschaulicht, auf der es zunächst hinauf- und dann hinabgeht, wird seitdem als Karriere begriffen, die stetig ansteigt. Stagnationen sind, wie in der Ökonomie, Verluste. Der kaufmännischen Kalkulation unterwirft sich von nun an selbst das Alter. Sparen gilt als Tugend, und es ist von besonderem Vorteil, denn damit ist ein glückliches Alter garantiert. Geld altert nicht und eignet sich deshalb gut als Symbol für den steten Willen zur Expansion: Geld zehrt nicht, wie die Arbeit, an den Kräften. Wenngleich zur Sicherung gegen das Schwinden von Vitalität und Gesundheit angelegt, wird es doch zum Spiegel eines unbegrenzten Wachstums. Der Geizige, in der Komödie meist ein alter Mann und Ziel des Spottes, flaniert nun als wohlsituerter Rentier auf den Boulevards. Ihm folgen im

späten zwanzigsten Jahrhundert der Senior und die Seniorin auf dem Weg an die Aktienbörse – das Spiel mit dem quicklebendigen Geld ist zum Hobby der Pensionäre geworden.

Damit es überhaupt gelingen konnte, das Alter als Epoche des Glücks mit eigenem Inhalt zu definieren, mußte Krankheit als natürlicher und unüberwindlicher Widersacher, als biologisches Zeichen des Verfalls, das die kulturelle Stilisierung dieser Lebenssituation hätte Lügen strafen können, hinweggeredet werden. Altern wurde deshalb früher weniger als physische und physiologische Veränderung des Körpers denn als Umorientierung des Geistes verstanden. Der starke Geist sollte den körperlichen Verfall verzögern, ja vor ihm bewahren, ihn mit Ritualen umgeben, kurz, den Verfall, wie alle Natur, in Kultur verwandeln. Tiere altern nicht sichtbar, sie sterben irgendwann. Man darf annehmen, daß biologisch für den Menschen nichts anderes vorgesehen war. Aber sein nacktes Gesicht verrät den biologischen Vorgang, von dem der, der ihn durchläuft, selbst genausowenig weiß wie jedes animalische Wesen. Alle Nachdenklichkeiten, die über das Altern wiederholt wurden, hatten den geheimen Grund, dieses nackte Gesicht mit seinen Alterserscheinungen zu leugnen und die gerunzelte Stirn lieber als Denkerstirn zu interpretieren. Sobald sich ein Autor entschließt, über das Alter zu schreiben, beharrt er auf der Definition des Alters als eines Zustandes des gesunden, denk- und handlungsfähigen Menschen. Krankheit und Verfall aus der Definition auszuschließen gehört selbst zum Leitgedanken der traditionellen Rede über das Alter.

Vor dem achtzehnten Jahrhundert – Ciceros Schrift *De senectute* hat diese Beobachtung zum Topos der Altersliteratur gemacht – gilt Krankheit als ständige Bedrohung, die über der Jugend so gut wie überm Alter schwebt. In früheren Jahrhunderten, als nur die Widerstandsfähigen ein hohes Alter erreichten, galten junge Menschen sogar als anfälliger

für Krankheiten als alte, ihre Leiden wurden als heftiger und gefährlicher beschrieben; sie gingen an harmlosen Infektionen, Blinddarmentzündungen und schlechten Lebensmitteln mindestens ebenso rasch wie die Alten zugrunde. Die meisten starben bereits als Kinder, d. h., gerade die ersten Jahre erschienen als die gefährlichsten. Auch die Jungen hatten Krankheiten, an denen sie Jahre und Jahrzehnte litten, um schließlich, früher oder später, daran zu sterben. Typische Alterskrankheiten waren von solchen Leiden nicht unterschieden. Die Jungen hatten Zähne und siechten dennoch dahin, die Alten und Ältesten hatten keine Zähne mehr, hielten sich aber gut.

Der ausgefallene Zahn wird denn auch für die Moderne, deren Skepsis gegen das Altsein wächst, zum Indiz für die Unmöglichkeit einer »ewigen Jugend«. Nicht zufällig entscheidet sich die Liebesgeschichte, die Goethe im *Mann von fünfzig Jahren* erzählt, an dieser Kleinigkeit, die eine große symbolische Bedeutung annimmt. Als der verliebte Major einen Zahn verliert, gibt er seine Werbung um die junge Geliebte auf. Thomas Mann, der im *Tod in Venedig* auf die Verjüngungskuren des Goetheschen Majors anspielt, macht beiläufig eine Bemerkung über den Vorteil an Schönheit, den man heute durch die Zahnmedizin genießt: »Würde sich die Sittenstrenge gewisser Leute gegenüber der kosmetischen Kunst logischerweise auch auf ihre Zähne erstrecken, so würden sie nicht wenig Anstoß erregen.« Der erste ausgefallene Zahn bedeutet im Alter nicht weniger als in der Kindheit der erste, der wächst. Altern schafft zunächst ein Problem des schönen Scheins und nicht der Krankheit. Der körperliche Verfall ist unausweichlich, die Krankheit jedoch zufällig. Häßlichkeit tritt im Alter auch ohne Krankheit auf. Die Schönheit geht, und mit ihr gehen, und zwar nicht nur für Frauen, Lebenschancen und Glücksgefühle verloren.

Um den Glauben an ein zufriedenes Leben im Alter zu

retten, muß daher eine neue Schönheitslehre erfunden werden. Wie alle kulturellen Verbrämungen der Wahrheit gibt auch diese nicht zu, was sie zu verbergen hat. Zumal in vergangenen Jahrhunderten, als nur Männer über das Alter schrieben, verlieren sie kein Wort über das Aussehen des Alten, als wäre der Geist über seine irdische Erscheinung erhaben. Man muß auf den depressiven und selbstquälerischen Tolstoi warten, bis ein Mann zugibt, daß im Alter mit der Schönheit alles und vor allem die Jugend verlorengeht: »Das Alter naht – heißt: die Haare fallen aus, die Zähne werden schlecht, es kommen Runzeln, es riecht aus dem Munde. Sogar früher, als alles endet, wird alles schrecklich, widerwärtig; es treten aufgeschmierte Schminke, Puder, Schweiß, Häßlichkeit zutage. Wo ist denn das geblieben, dem ich gedient habe? Wo ist denn die Schönheit geblieben? Sie ist der Inbegriff von allem. Ohne sie gibt es nichts, kein Leben.«

Da die Männer nicht zugeben wollen, wie wichtig ihnen die Illusion der Jugend, die erotische Bereitschaft also, ist, haben sie die unangenehme Aufgabe, tatsächlich zu altern, den Frauen übertragen. Diese tun es gewissermaßen von der Pubertät an. Altern wird bei ihnen seit je mit dem Verlust der Schönheit gleichgesetzt – auch dies ein Beweis dafür, daß Alter und Krankheit nicht notwendig zusammengehören: die Schönheit schwindet auch ohne Krankheit. Bis zum heutigen Tag werden Schönheit und Alter bei Frauen in einen unauflöselichen Zusammenhang gebracht. Die Kosmetik hat – man mag es zunächst nicht glauben – kein anderes Ziel, als den Schrecken vor dem Altern wachzuhalten. Früher genügten ein paar Aphorismen und Epigramme, um den Frauen ihr Schicksal klarzumachen. Heute gehen die Modejournale etwas zartfühlender mit ihnen um, meinen aber dasselbe wie Antiphilos von Byzanz, dessen Epigramm aus der *Anthologia graeca* eine Alte beschimpft, die den Anspruch auf Schönheit nicht aufgeben will:

Glätte dir ruhig die Backen mit all ihren Riefen
und Runzeln,
Mach für die fehlenden Brau'n Striche mit Kohle
am Aug,
Färb dir mit dunkler Tinktur die verblichenen
Haare und ringle
Dir mit der Brennschere nur Löckchen um
Löckchen am Ohr,
Alles vergebens! Man lacht dich nur aus ...

Die Modejournale von heute liefern zu dieser Sottise Text und Bild. Das Bild zeigt den Traum, der Text die Wahrheit der weiblichen Existenz: die schöne modische Verkleidung und daneben den vergänglichen Leib, das Welken schon, wo noch alles zu blühen scheint. Nahezu jeder Seite mit einem Modefoto steht eine Reklame gegenüber, in der ein kosmetisches Produkt auf den schnellen Verfall von Haut und Haar aufmerksam macht. »Wüstenschönheit« lautet ein Titel in *Vogue* und weckt romantische Träume von braunen Leibern in Sonne, Sand und Wind, um sie sofort durch den Untertitel zu ernüchtern: »Immer mehr Mittel gegen das Altern werden aus Blüten, Pilzen und Blättern gewonnen.« Die Namen dieser neuen Wüstenschöpfungen verbergen nicht ihre Mitwisserschaft über die Sehnsucht der Frauen nach Jugendlichkeit: »Prodigy«, »Crème revitalisante«, »Carità«. An anderer Stelle empfehlen sich »Power-Früchte« zur Pflege, denn »Pigmentflecken auf dem Handrücken und trockene Stellen an den Fingerknöcheln verraten mindestens so viel über unser Alter wie Falten im Gesicht«. Gegen sie preist die Werbung ohnehin Anti-aging-Cremes noch und noch an. Einen »Augen-Trost« hat *Vogue* ebenfalls anzubieten, der »Krähenfüße, Tränensäcke und schlaffe Lider« behandelt, die jede Schöne »müde aussehen« lassen. Ein »hochkonzentriertes Haut-Menü« bietet unter dem zynischen Warentitel

»Serenissima Absolute Skincare Concentrat« Guerlain an. Und schließlich, wohl wissend, daß Cremes kaum einen Tropfen Trost für den weiblichen, von der Austrocknung bedrohten Körper und Geist bieten, der Rat zur Schönheitsoperation, deren Erfolg ein Doppelportrait beweist: es zeigt eine vergränte Frau, die nach dem Eingriff des Arztes, des Mannes, wieder erblüht ist. Der Besuch in einer Parfümerie sieht für jede Frau über dreißig einen kleinen Herzstillstand vor: Nachdem sie viel Geld für wohlriechende Pflegemittel ausgegeben hat, schlägt die Verkäuferin die Augen auf, wirft einen klaren und ehrlichen Blick auf das Gesicht der Kundin und zieht hilfsbereit aus einer Schublade die Probe irgendeines Heilmittels gegen das Altern, mit dem sie, feinfühlig, wie sie ist, und als hätte sie ein peinliches Geheimnis zu verraten, der Kundin andeutet, daß sie gerade die ersten Zeichen davon in ihrem Gesicht erspäht hat.

Während so die Frau, in Bewegung stets und voller Grazie gedacht, schnell ihre Anmut verliert, gewinnt der Mann an Würde, je mehr er erstarrt. Man setze dem hochbetagten Haupt nur einen Goldhelm auf, und schon verwandeln sich alle Runzeln in tausend Strahlen männlicher Altersschönheit. Eine solche Anstrengung, das Bild des schönen alten Mannes zu schaffen – wie sie etwa Rembrandt mit seinen Propheten und Philosophen unternimmt –, hat die Malerei, von ein paar guten Mütterchen abgesehen, die rühren sollen, für Frauen nie unternommen. Vielmehr weist der Mann in der alternden Frau das Schreckbild seines eigenen Alterns ab. Die junge Frau hingegen dient ihm zur Projektion seines Wunschbilds von ewiger Jugend: mit ihr an der Seite fühlt er sich selbst jung und schön.

Glaubt man Thomas Mann, dessen Essay *Goethe und Tolstoi* an den zwei großen Alten der Literatur die traditionelle und doch schon schwindende Hochschätzung des Alters für sein skeptisches Jahrhundert noch einmal zu retten sucht, so

hat der männliche Bürger an den Vorzügen des Aristokraten, seiner Erscheinung, seinem gehobenen Stilbewußtsein, überhaupt erst teil, wenn er physisch altert: »Wiederum muß man sagen, daß die Würde der Hochbetagtheit nichts mit dem Geiste zu tun hat. Ein Greis kann ja dumm und gewöhnlich sein, was die Menschen nicht hindert, seine weißen Haare und Runzeln mit religiöser Ehrerbietung zu betrachten: es ist ein natürlicher Adel, den das Alter verleiht, aber ›natürlicher Adel‹, das ist wohl ein Pleonasmus. Adel ist immer natürlich, man wird nicht ›geadelt‹, das ist Unsinn, man ist adelig von Geburt, von Fleisches und Blutes wegen; Adel ist also etwas Körperliches, auf den Körper – und nicht auf den Geist – hat aller Adel immer das größte Gewicht gelegt.«

Was dem Adeligen von Geburt mitgegeben ist, die Geste, die Erscheinung, die Würde, die ihn, ob klug, ob dumm, über die Normalität erhebt, das erarbeitet sich der Bürger durch die Gunst eines Lebens, das je länger, um so aristokratischer wirkt. Nachdem der Adel weitgehend entmachtet worden ist, schafft sich das Bürgertum im neunzehnten Jahrhundert seinen eigenen Adel im großen alten Mann. Biographien und Autobiographien werden zu Lieblingslektüren, weil sie immer aufs neue Nobilitierungen vornehmen. Von Goethe bis zu Churchill, Adenauer und de Gaulle reicht die Epoche der Altersaristokratie.

Das Leben des einzelnen erhält rückblickend seinen Charakter durch das Verhalten im Alter. Je nachdem, wie erfüllt diese letzte Phase ist, wie lange sie ausgedehnt und ohne Qualen abgeschlossen werden kann, desto glücklicher darf das gesamte Leben und desto edler der Greis heißen. Noch für Noberto Bobbio, den italienischen Rechtsphilosophen und Schriftsteller, der 1994 eine Rede über das Alter vor der Universität Sassari hielt, ist diese Epoche der Biographie der letzte Akt, der über den Wert des Lebensdramas entscheidet:

»Das Alter spiegelt deine Ansicht vom Leben wider, und noch im Alter wird deine Einstellung zum Leben davon geprägt, ob du das Leben wie einen steilen Berg begriffen hast, der bestiegen werden muß, oder wie einen breiten Strom, in den du eintauchst, um langsam zur Mündung zu schwimmen, oder wie einen undurchdringlichen Wald, in dem du herumirrst, ohne je genau zu wissen, welchen Weg du einschlagen muß, um wieder ins Freie zu kommen.«

Längst werden viel zu viele viel zu alt, als daß nicht der Anblick des unzuverlässigen Körpers den schönen Abgang von der Bühne zunichte machte. Thomas Mann versucht in seinem 1905 geschriebenen Essay die Zweifel zu zerstreuen, die Jugendstil und Jugendkult der Jahrhundertwende an der Verklärung des Alters geweckt haben. Er schlägt einen intellektuellen Salto mortale und erhebt die Krankheit zur eigentlichen Auszeichnung und Schönheit des Alters: »Im Geiste also, in der Krankheit beruht die Würde des Menschen, und der Genius der Krankheit ist menschlicher als der der Gesundheit.« Dies gelang ihm nur, indem er den Geist als romantisch definierte (das »Romantische« hatte Goethe das »Kranke« genannt) und an die Krankheit band. Wenn das Alter die Epoche des Geistes ist, so entspricht ihm demnach der Zustand der Krankheit: »Denn wenn es zu weit ginge zu sagen, daß Krankheit Geist, oder gar, daß Geist »Krankheit« sei, so haben diese Begriffe doch viel miteinander zu tun. Geist nämlich ist Stolz, ist emanzipatorische Widersetzlichkeit gegen die Natur, ist Abgelöstheit, Entfernung, Entfremdung von ihr. Geist ist das, was den Menschen, dies von der Natur in hohem Grade gelöste, in hohem Maße sich ihr entgegengesetzt fühlende Wesen, vor allem übrigen organischen Leben auszeichnet, und die Frage, die aristokratische Frage ist, ob er nicht in desto höherem Grade Mensch sei, je gelöster von der Natur, das heißt, je kränker er sei.« In der Epoche der »nicht mehr schönen« Kunst entsteht so auch der

nicht mehr schöne Körper des Alten, der dennoch Würde bewahrt.

Thomas Manns erzwungener Argumentation steht die Verklärung des Alters in Hofmannsthals *Der Tod des Tizian* zur Seite. Nicht nur der Alte selbst ist schön, auch alles, was er erblickt, verklärt sich in Schönheit. Noch dazu inspiriert Tizians Altersschönheit die Jugend, in der er ewig weiterlebt:

Die aber wie der Meister sind, die gehen
Und Schönheit wird und Sinn, wohin sie sehen.

Todesangst und Lebenshunger

»Neulich stand ich in meinem Garten«, erzählt Hermann Hesse in seinem Aufsatz über das Alter, »hatte ein Feuer brennen und speiste es mit Laub und dünnen Zweigen. Da kam eine alte Frau, wohl gegen achtzig Jahre alt, an der Weißdornhecke vorbei, blieb stehen und sah mir zu. Ich grüßte, da lachte sie und sagte: ›Sie haben ganz recht mit ihrem Feuerchen. Man muß sich in unsrem Alter so allmählich mit der Hölle anfreunden.«

Die Koketterie mit dem Tod und über ihn, in der sich der gealterte Adam und die uralte Eva hier ergehen, gehört nicht mehr in unsere Zeit. Glaubt man Philippe Ariès, dem französischen Kulturhistoriker, so sind solche Scherze nach 1800 kaum mehr denkbar. In seiner *Geschichte des Todes* kommt er zu dem Schluß, daß die Todesangst nach der Aufklärung universal geworden sei. Zuvor habe es keine Todesangst, bestenfalls einen Todesschrecken gegeben, »denn bis dahin haben die Menschen, wie wir sie in der Geschichte ausmachen, niemals wirklich Angst vor dem Tod gehabt. Sicherlich empfanden sie etwas Angst vor ihm und sagten es auch ruhig. Aber gerade diese Angst überschritt niemals die Schwelle des Unsagbaren, des Unausdrückbaren. Sie wurde in befriedende Worte übersetzt und in vertrauten Riten kanalisiert.« Ausgesprochen ist ausgetrieben, meint Ariès, Kirche und Volksmund, Ritual und Gespensterglaube haben den Tod beim Namen genannt, beim Schopf gepackt und zum Haus hinausgeworfen.

Rituale, in denen sich die Angst vor dem Tod ausspricht, sind heute allerdings seltener geworden; aber auch von einer Todesangst, deren Anwachsen in der Moderne Ariès diagnostiziert, bemerkt man wenig. In der Tat haben die Wissen-